Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 10 (1934-1935)
Heft: 2

Artikel: Abstieg? : Zwei Schicksale unserer Zeit
Autor: Kern, Walter / Mützenberg, H.W.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1066039

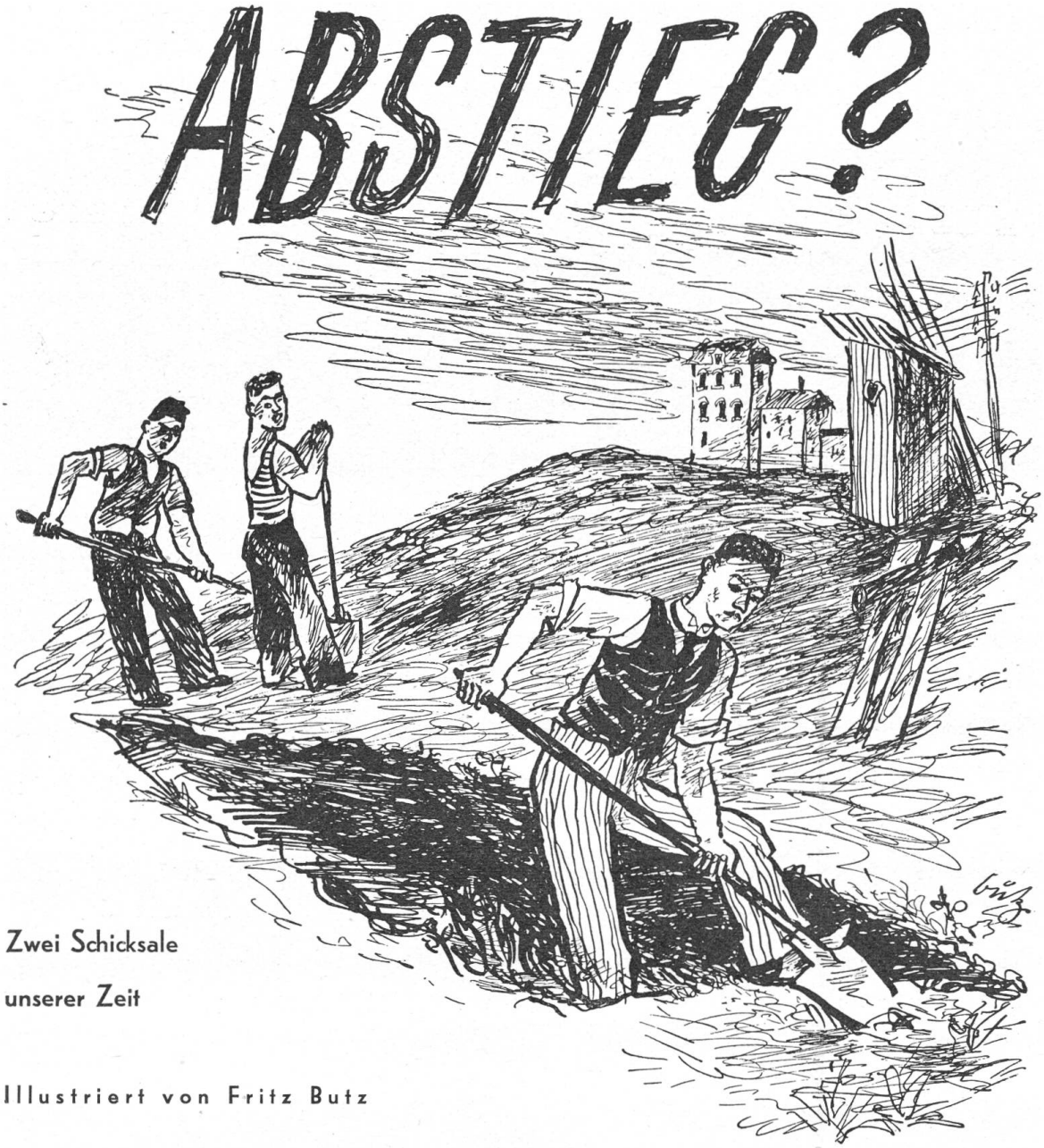
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Zwei Schicksale
unserer Zeit

Illustriert von Fritz Butz

Vom Kaufmann zum Bauhandlanger

Der Übergang

Der gelernte Kaufmann, der sich während des Krieges weder weiter ausbilden, noch genügend praktisch betätigen konnte, verlor an Wert, jüngere Kräfte hatten ihm seine Stellung schon weggeschnappt und der diplomierte kaufmännische Landesverteidiger hatte das Nachsehen.

« Wo und wie lange haben Sie denn die vier Jahre gearbeitet ? » Das war die Frage, die immer wieder gestellt wurde, nach Attesten und Diplomen hatte man so wenig Verlangen wie nach der gelben Konkursandrohung. Es nützte nichts, den Herren Prinzipalen begreiflich zu machen, dass man als Kaufmann in jener unruhvollen Zeit am besten freiwilligen

Dienst in einem Fortifikationsbureau tat; für die wenigen Monate, die man wieder zu Hause war, erhielt selten einer eine Anstellung. – Auch ein Weg zurück.

Das Offertschreiben bringt erst dann Brot, wenn einmal gesetzlich festgelegt ist, dass jeder Rückantwort mit dem Vermerk « Wir bedauern ... » eine Hodlernote beigefügt werden muss. Bis dahin aber bekommt der arbeitslose Kaufmann nach den grauen gewiss noch weisse Haare.

Nach einigen Jahren teilweiser Arbeit an Aushilfstellen, Reisender auf Trikotagen (selbstverständlich nur Herrenwäsche !), Magaziner in einem bald verkrachten Lebensmittelgeschäft, erhielt ich von einem Freund einen Typ.

In Basel betrieb sein Kollege ein Baugeschäft; der Mann benötigte einen Allerweltskönner auf dem Bureau, im Magazin, als Materialkontrolleur auf den Bauplätzen. Die Sache versprach vielseitig zu werden, und ich nahm an.

An einem Montagmorgen fuhr ich hinunter in die Rheinstadt und stellte mich draussen an der Lothringerstrasse vor. Der Baumeister, ein Hüne von Gestalt, prüfte sein allzu schlankes, mittelgrosses Vis-à-vis wie der Viehhändler eine Kuh, die er zu kaufen gedenkt. Mein etwas enger Brustkasten und die klägliche Oberarmweite, die durch den Rockärmel absolut nichts von Muskeln sehen liess, mochten ihn nicht gerade ermuntern, mich in eine für ihn vorteilhafte Stärkeklasse einzureihen. Trotzdem drückte er mir 15 Franken in die Hand mit dem Befehl, mir sofort ein Zimmer zu suchen, damit ich morgen 6½ Uhr draussen im Hörnli bei Grenzach meine Arbeit antreten könne. Vorerst müsse ich mich praktisch einarbeiten, um das Material kennenzulernen. Adieu, Bureau !

Bis zum ersten Zahltag betrachtete ich die drei Fünfliber als willkommenes Geschenk, dann aber wurde ich eines andern belehrt. Ach, man soll den Tag nie vor dem Abend loben.

Drüben in Kleinbasel, hinter dem Badischen Bahnhof, fand ich ein Zimmer bei einer etwas kratzbürstigen, ältlichen Witwe. Sie war gewiss breiter als lang und verstund zu leben. Zur Vorsorge kaufte ich mir noch ein Übergewand; es machte mir nicht den Eindruck, als ob ich draussen auf dem Bauplatz des Hörnligottesacker Fakturen, Lohnberechnungen oder Schreibmaschinenarbeit zu bewältigen hätte.

Im frischen, nebelreinen Aprilmorgen wanderte ich andern Tags hinaus an die Stätte meines neuen Wirkens. Einen Gottesacker erstellen können nur friedliche Leute bei friedlicher Arbeit. Ich habe damals noch nicht gewusst, dass ich gerade dort trichterweise das Fluchen erlernen sollte.

Also, das soll jetzt ein Friedhof werden ! Eigentlich die grösste Kiesgrube, die ich je gesehen habe. Der ganze Berg ein Kieshaufen. Da ist der Beton wohlfeil. Dutzende von Arbeitern marschierten auf und sammelten sich bei der Baracke der Firma. Appell ! Ein finster dreinblickender Polier mit grauen, nichtssagenden Augen rief die Namen der Eingeschriebenen. Auch ich gehörte schon zu diesem Verein von Baslern, Elsässern und Italienern.

Die Überkleider wurden angezogen, da und dort noch eine Zigarette gepafft, dann ein Pfiff, und los ging's. Ich muss den Leuten verdammt unwichtig vorgekommen sein; niemand kümmerte sich um mich, bis der Polier auf mich zukam und mich mit äusserst angenehmer Stimme aufforderte, Pickel und Schaufel zu fassen und mich der Gruppe Balmer anzuschliessen.

Unser sechs stolperten drauf unter blauem Himmel über Steine, Löcher, Rollwagengeleise, umherliegende Fleckling und Schalbretter und stiegen hinunter in eine Vertiefung, die sich in den Berg hineinzufressen versuchte. Und dieses Fressen hatten wir zu besorgen – und wie !

Versuche, aus einem Hotelkoch einen Bergführer zu formen, es mag vielleicht

gelingen, dass es aber gelingen würde, einer geborenen Schreiberseele statt des Federhalters einen Schaufelstiel in die Hand zu drücken, so dass sie nach einigen Lehrmonaten die Schaufel besser führt als den Kiel, das hätte ich nie geglaubt. Nun, Not bricht Eisen, und Schaufelstiele sind nicht weniger zäh.

Der Stehkragenbüetzer

Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen. Kaum waren wir unten im Kiesloch, « pfupfte » es schon stossweise hinter uns. Eine kleine Rohöllokomotive schob einige leere Betonwagen vor sich her und stellte sie neben uns ab. « Kleine Tour ! » rief der Maschinist, « in 10 Minuten müssen sie voll sein ! » Balmer rief mir zu, den letzten Wagen zu füllen, « aber mit etwas Hoppla ! » Ich sah sein Grinsen und das pfiffige Augenzwinkern der andern. Na, sie sollen mich nicht so rasch kleinkriegen ! Und drauf ging's, wie die Bayern Anno 1917.

So ein Rollwagen ist ein ganz unterhaltendes Ding, solang man als junger Schlingel mit ihm auf verbotenen Pfaden herumfährt und sich dann ergötzlich freut, wenn die Arbeiter das Eisengestell nach dem Entgleisen wieder auf die Schienen heben müssen. Wirklich, ein grossartiger Zeitvertreib für Schuljungen, zu dumm, dass ich jetzt gerade daran denken musste.

Einen Rollwagen mit Kies füllen, und das noch in vorgeschriebener Zeit, ist schon eine andere Sache. Denn vorerst muss man schaufeln können, bevor das Laden beginnt. Es wäre für mich heute ein Hauptspass, den Angestellten der Kreditanstalt bei einem Wettschaufeln zusehen zu dürfen. Nur einen Tag lang. Was gäbe das für Schmerzgesichter und geschwollene Beinmuskeln ! Das Schaufeln produziert nämlich in den ersten zehn Tagen nicht nur Blasen an der Hand, sondern auch ein gar zart betupft sein wollendes « Kissen » auf dem rechten Oberschenkel. Denn das Bein stösst die Schaufel ins Material, um die Muskeln der Arme zu entlasten, die beim Laden noch genug zu leisten haben.

Ich guckte diesen Trick meinen Mitarbeitern ab, stemmte die Schaufel ins Kies und lud den Wagen. Es ging. Es ging, bis sich etwas zwischen Handballe und Schaufelstiel auf glitschigem Grunde hin und her bewegte. Und dann fing alles Bewegliche an zu brennen. Ich stellte die Schaufel weg und betrachtete meine Hände. Ich muss dabei dumm ausgesehen haben, denn ringsumher erscholl Gelächter. Kein Gelächter, wie man es in einem Chaplinfilm hört, ein rissiges, zynisches, schadenfrohes Gelächter. Ich aber konnte in diesem Film nicht mitlachen, denn, was sich zwischen Handballe und Stiel bewegt hatte, war losgerissene Haut und das Glitschige rotes Blut – Kaufmannsblut !

Donnerwetter, die Sache fing schon in den ersten zehn Minuten an, ungemütlich zu werden. Aber, Basel gefiel mir, ich wollte bleiben und weiterschuften. Die Leute haben hier gewiss auch einmal Feierabend. « Bind deinen Kragen drum, mach aus dem Selbstbinder eine Schlinge, häng die Hand hinein und reis ins Klaraspital zu den frommen Schwestern, die beten dir die Hautfetzen schon wieder zusammen ! » rief mir Balmer zu, mir gleichzeitig einen kleinen Kiesel an den Kopf spickend.

Ringsum ein Mordsgelächter. Dann von oben herab die angenehme Stimme des Poliers (er muss früher Ausrufer im Albisgütli gewesen sein) : «Käärn, kömme Sie uufe ! » – « Hau's in Topf, du Stehchragebüetzer ! » riefen die andern mir nach, und ich machte mich hinauf zur Baracke, um mir die Hände verbinden zu lassen.

Mittags ging's schon besser. Punkt 12 Uhr wurde gepfiffen, die allgemein berühmte Pünktlichkeit der Maurer und Handlanger nötigte auch mir beim Wegwerfen des Geschirrs alle Achtung ab, die Baracke wurde gestürmt, und jeder holte sein Kesseli, gefüllt mit Suppe oder sonstwas aus dem mit heissem Wasser

gefüllten Zuber, das der Magaziner für diesen Zweck bereitgestellt hatte. Diese praktische Art, das Diner einzunehmen, leuchtete mir am ersten Tage meiner neuen Berufswahl noch nicht ein, und so musste ich mit einer Zervelat und einem Stück Brot vorlieb nehmen. Die Wurst liess ich in dem Allerweltskessel ebenfalls heiss werden, sie bekam allerdings einen etwas ungewöhnlichen Beigeschmack von Aluminium, Käsemakkaronen und Speck, aber – was schadet das der Gesundheit! Ein Viertel Wein mit Eptinger vermischt ersetzten Suppe und schwarzen Kaffee, dann kam die Zigarette und zuletzt die wohldurchdachten und wohlgesetzten Dialoge, wie sie zwischen Maurern, Handlangern und Italienern üblich sind.

Gott sei Dank, gibt es in diesem Beruf keine Möglichkeit, weibliche Hilfskräfte zu beschäftigen. Ich konnte ja nichts dafür, dass ich in der Kunden- und Kittchensprache nicht auf der Höhe war, dass aber über den Menschen im allgemeinen und über die Frau im besondern in einer jeder Achtung baren, empörenden Weise gesprochen wurde, hörte ich doch heraus, und es ekelte mich. Mein passives Verhalten blieb nicht ungestraft; Leidwerker gab es die Menge. Das eine Mal ist meine Wurst einfach nicht mehr übriggeblieben, das andere Mal waren an meinem Überkleid Rockärmel und Hosenstösse zugenäht, oder ich schürfte mich an einem Nagel im Schaufelstiel und spürte in den Spitzen der Ausgangsschuhe, die ich am Abend anzog, dass da ausser den Füssen noch etwas anderes drin war, nämlich Konsistenzfett.

Kameradschaft muss errungen sein. Doch bei diesen Leuten hielt es besonders schwer. Eine solch bunt zusammengewürfelte Gesellschaft habe ich später nicht einmal in Fabriken angetroffen. Dass unser Bauherr zur Schutzaufsicht für Strafgefangene gehörte, erklärte manches. Ich habe später am liebsten mit den Italienern verkehrt, einmal, um meine

Hans Schöllhorn Zeichnung

Sprachkenntnisse wieder anzukurbeln, dann auch, weil diese Leute den physisch Schwachen nicht einfach stehen lassen. Der Schweizer Arbeiter steht dem Landsmann vor die Sonne, wo er nur kann. Und wo der Geist nicht überlegen ist, finden rauhe Fäuste und ausgeklügelte Sticheleien den Weg, sich den Neuling vom Halse zu schaffen.

Noch eine Kleinigkeit haben die Leute mir angedreht; sie machte mich aber nicht gerade wütend, obwohl Schmerz damit verbunden war.

Nachdem ich schaufeln und pickeln kapiert hatte und meine Haut an den Händen Schuhsohlen ähnlich sah, schickte mich unser stimmlauter Polier einmal auf die Lokomotive. Ich wusste bald Bescheid in den verschiedenen Griffen und der Handhabung des Stellwerkes und pfurrte zum Leidwesen einiger Missgünstlinge und zu meiner Freude auf dem Areal herum.

Einst stellte ich die Maschine oben auf dem Plateau an und ging hinunter ins Loch, um den Schauflern einige leere Wagen zuzuschieben. Fritz, der erste Maschinist, ein kleiner Quecksilbermann voll von Tücken und einem immerwäh-

renden Lächeln um den Mund, stieg auf die Maschine und fuhr mir nach. Vielleicht hat er mich tatsächlich nicht gesehen, immerhin, er fuhr auf die Rollwagen auf, d. h. auf meine Wade, die sich zwischen den Puffern befand. Ich rief und rief, und als er noch eine Weile in aller Gemütsruhe weitergeschoben und mich notgedrungen mithampeln liess, stoppte er. Der « Pfupfer » fuhr rückwärts und befreite mich von meiner wenig angenehmen Lage. Ich spürte einen stechenden Schmerz im Bein, versuchte zu gehen, aber es ging nicht. Man schleppte mich hinauf in die Baracke, machte Umschläge, doch die Geschwulst nahm zu. Der Bauführer war gerade mit seinem Auto anwesend, er fuhr mich zu meiner kratzbürstigen Witwe nach Hause und bestellte den Doktor. Der kam, stellte eine starke Kontusion, einen Venenriss, der Thrombose zur Folge hatte, fest, hiess mich sofort ins Bett gehen, 14 Tage stilliegen und nach seinen Anweisungen Umschläge machen. Meine Wirtin schlug die Hände zuerst über dem Kopf und dann über dem wohlgeformten Bauch zusammen, erklärte, dass sie die Wartung für mich nicht übernehmen könne und zog ab, die Türe mächtig ins Schloss schlagend. « Also dann los ins Spital ! » diktierte heiter der Arzt, und er brachte mich hin in seinem Wagen.

Das Bürgerspital in Basel ist für geplagte Bauarbeiter ein ganz angenehmer Aufenthalt. Die Schwestern sind jung und für musikalische Darbietungen sehr empfänglich. Nach drei Wochen Stilliegen durfte ich, nachdem ich noch als Probierkaninchen für die Studenten hergehalten hatte, gratis auf einem Rollstuhl herumfahren. Man brachte mir auf Wunsch von irgendwoher eine Gitarre, und ich sang zur Kurzweil Lautenlieder. Einige meiner Arbeitskollegen besuchten mich hie und da, es freute sie, dass ich den « Fritzli » nicht verpfiffen hatte. So stark habe er es ja nicht gemeint, er habe mich nur etwas erschrecken wollen, die Bremsen am « Pfupfer » hätten jedoch nicht richtig funktioniert. Ich hatte wegen meiner Kaltblütigkeit von nun an bei den Leuten « einen Stein im Brett », und als ich nach fast 1½ Monaten die Arbeit wieder aufnehmen konnte, begrüssten mich mehr Freunde als Feinde. Einen Kragen habe ich seitdem werktags nie mehr angezogen.

Es taget vor dem Walde

So stimmt's nämlich : Hinten, gegen die Höhe zu der Wald, vorn der Kieshaufen, eine jetzt planierte, grosse Ebene mit den Anfängen eines Leichenhauses und einer Abdankungskapelle darauf.

Die Bauten machen zwar eher den Eindruck von neuzeitlich nüchternen Schlachthäusern, aber das muss jedenfalls so sein, denn im gotischen oder Barockstil ist noch nie eine Kapelle aus Eisenbeton gestampft worden.

Überhaupt der Beton ! Wenn jener Franzosenerfinder gewusst hätte, mit welcher Innigkeit bei uns sein Name ausgesprochen wurde – er wäre selber zu Beton geworden. Im Baugewerbe ist Herr Beton der Gott, er duldet keine andern Götter neben sich, höchstens noch etwas gekrümmtes Eisen.

Grosse Stützmauern waren zu erstellen, weitflüchtige Treppen anzulegen, die grosse Leichenhalle dreimal zu unterkellern und ganz in Beton aufzubauen – Beton – Beton – wo man hinsah. Der Polier rief's mit seiner angenehmen Stimme, der Bauführer mit hervorgequollenen Augen, der Architekt von Staates Gnaden mit herumgeworfenen Armen. Und die Betonmaschine rasselte von morgens 7 Uhr bis abends 5 Uhr, der Zementer warf Sack um Sack dieses grauweissen, beissenden Staubes in die Trommel, und im Verhältnis von 1 : 10 wurde zehnmal mehr Kies zugeführt, Wasser eingelassen, und nach einigen Mischungen kam Beton heraus, fertiger, graumassiger Dreck, aus dem Kirchen und Leichenhäuser gebaut wurden.

Die Atmosphäre unter den Burschen wurde erträglich, ja, es waren einige ganz vorzügliche Kerle darunter, die mir Freude machten. Abends kamen wir hin und wieder zusammen, übten uns im Zusammenspiel von Mandoline und Gitarre, pilgerten an schönen Sonntagen mit klingender Musik über die Grenze ins Badische oder ins Elsass; ohne Pass und mit wenig Geld machten wir uns und andern eine Freude. Endlich wurde auch ich als voll genommen. Die Leute hatten erkannt, dass auch der Geistesarbeiter über Vorzüge verfügt, die weder mit Schaufelstiel noch mit Beton hergezaubert werden können. Der eine wünschte von mir eine Eingabe ans Steueramt, der andere hatte in einer Vormundsache etwas auszuknobeln, ein dritter wollte einen Erstlingsbrief an sein Mädchen, das er durch eine Annonce kennenlernte, absenden – weiss der Himmel, ich hatte bald mehr zu tun als ein Gewerkschaftssekretär, und dennoch war mir wohl dabei.

Der Winter 1929 kam und mit ihm die grosse Kälte, und in Zürich, wie wir hörten, ein zugefrorener See. Wir arbeiteten, um uns zu wärmen, säuberten die Leichenhalle von Betonresten, spitzten mit Fausthandschuhen und kalten Eisen an den Fensternischen herum und bestaunten unser Werk, das den Sommer über merklich gewachsen war.

Ich lebte trotz der ungewohnten und schweren Arbeit in einer Zufriedenheit, wie ich sie lange nicht gekannt habe. Und als ich im Frühjahr der Stadt am Rhein und damit dem für mich einst so schmerzbeladenen Hörnligottesacker den Rücken kehrte, wusste ich, dass ich verloren und doch gewonnen hatte! Kameraden und manche Freundesstunde liess ich samt harter Arbeit und Missverstehen zurück; gewonnen aber und heimgebracht habe ich die Zuversicht, in Zeiten der Not mir selbst helfen zu können.

Und solltest du, mein lieber Leser, einmal dort begraben werden, dann denk daran (wenn so etwas noch möglich ist), dass ganz in der Nähe ein Kaufmann beim Planieren des für dich so teuren Bodens einige Blutstropfen verlor, weil er den Federhalter mit einem Schaufelstiel vertauschte.

Walter Kern

Gottfried Gerbers Erneuerung

Die Hiobsbotschaft

Prokurist Gerber legte seinen Füllhalter auf den Tisch und lehnte sich in seinen Stuhl zurück. « Endlich », brummte er, « das hat mir noch nie so zu schaffen gemacht, wie diesmal. » Was wohl der Alte nur vorhat, dass er jetzt schon dieses Programm und Budget für die Reklame des nächsten Jahres verlangt? Wir haben ja erst Juli. Andere Jahre war es im November immer noch früh genug gewesen dafür.

Gerber sprach diese Worte halb zu sich, halb zu Fräulein Jaberg, der Stenotypistin. Diese sagte nichts darauf; die Sache schien sie nicht zu interessieren. Der Prokurist ordnete die vor ihm liegenden Papierbogen, legte alles in eine Mappe und wandte sich dem Direktionszimmer zu. Er klopfte und trat ein.

Direktor Bell von der Listra AG. sass an seinem Schreibtisch. « Gut, dass Sie mir das noch gemacht haben, Gerber. Ich gehe nächste Woche in die Ferien und wollte die Geschichte noch vorher erledigen. Setzen Sie sich, Gerber! »

Der Direktor nahm das Dossier, blätterte darin und legte es wieder weg. Da fiel dem Prokuristen auf, dass der Schreibtisch des Direktors sauber aufgeräumt war. Nur einige Briefe lagen noch da und ein bereits verschlossenes Couvert. Dieses nahm der Direktor gerade in die Hand. Gerber bemerkte, dass die Hand zitterte, und es schien ihm, als sei

Herr Bell etwas aufgeregt. Dieser schaute eine Weile durch das offene Fenster in den davor liegenden Garten hinaus. Dann wandte er sich dem Prokuristen zu und sagte: « Na, mein lieber Gerber, wie lang sind Sie eigentlich schon bei der Listra ? »

« Am 1. März waren es zehn Jahre, Herr Direktor », erwiderte der Angestellte.

Wieder blieb es eine ganze Weile still. Direktor Bell trommelte mit der linken Hand auf dem Schreibtisch, während er sich mit dem Brief in seiner Rechten Kühlung zufächelte. Gerber betrachtete ihn verstohlen von der Seite. Da liegt etwas in der Luft, dachte er, oder ist es die sommerliche Hitze, die dem Direktor so zusetzt ? Er hatte nicht lange Zeit, darüber nachzudenken, was Herrn Bell in Aufregung versetzt haben könnte. Dieser rückte plötzlich mit einem energischen Rucke seinen Klubsessel näher gegen Gerber heran und begann: « Ich habe Ihnen eine böse Botschaft zu machen, Gerber. Der Verwaltungsrat hat Abbau beschlossen. Ich dachte, Ihnen davon möglichst frühzeitig Kenntnis zu geben. Es tut mir wirklich leid, aber die verfluchte Krise hat unser Geschäft in eine schwierige Lage gebracht. Sie wissen es ja selbst, wie es steht. Die elektrischen Beleuchtungs- und Heizkörper, die verschiedenen elektrischen Maschinen, die wir fabrizieren, werden zwar im Inland immer noch gekauft. Unser Export ist aber vollständig lahmgelegt. Wir werden auf Ende dieses Jahres kaum mehr für ein Dutzend Arbeiter Beschäftigung haben. Da fand der Verwaltungsrat, dass zwei leitende kaufmännische Kräfte in dem kleinen Bureaubetrieb nicht verantwortet werden könnten. Ich bin daher gezwungen, Ihnen hiermit die Kündigung auf das Ende dieses Jahres zu übergeben. »

Mechanisch ergriff Gerber den Brief. Licht und Strahlen, Aktiengesellschaft. Die Buchstaben der Firmaanschrift auf dem Briefumschlag tanzten vor den Augen des Prokuristen. Wie kleine Teufel hüpften sie auf und nieder, grinsten und sprangen wild durcheinander. Dazwischen erschien das Gesicht seiner Frau, und aus weiter Ferne rief seine zwölfjährige Gerta: « Vati ! » Gerber glaubte von seinem Stuhle zu sinken.

« Mut, mein lieber Gerber, es geht im Leben alles vorüber. Sie sind ja noch jung. Wie alt sind Sie eigentlich ? »

Die Hand des Direktors berührte den Arm Gerbers. Wie elektrisiert sprang dieser auf, so dass der Direktor erschrokken zurückfuhr. Ein unheimlicher Blick hatte ihn getroffen. Doch durch die Bewegung kam Gerber wieder zu sich, und er antwortete auf die Frage nach seinem Alter: « Nächste Weihnachten werde ich vierzig sein. »

« Sehen Sie, mein lieber Gerber, nichts ist verloren. Sie stehen im besten Alter, haben tüchtige Kenntnisse und reiche Erfahrung. An unserer Empfehlung soll es auch nicht fehlen. Also, nicht gleich den Kopf hängen lassen, einem tüchtigen Kaufmann steht immer noch die Welt offen. »

Gerber gab sich einen Ruck. Er schämte sich, dass ihn die Kündigung fast zum Weinen brachte. Die Gedanken an die Zukunft der Seinen hatten ihn einen Augenblick weich werden lassen. Schwankend erreichte er die Tür, und ohne eine Erwiderung verliess er das Direktionszimmer.

Kleiner Mann, was nun?

An Weihnachten wurde Prokurist Gerber 40 Jahre alt, und sechs Tage später verliess er seinen Arbeitsplatz bei der Listra AG. Nun war auch er arbeitslos. Trotz allen Bemühungen hatte er bisher keine neue Stelle finden können. « Im besten Alter », hatte Direktor Bell gesagt; in Wirklichkeit war er schon zu alt. Über 2000 stellenlose Kaufleute wurden am letzten Stichtag im ganzen Lande gemeldet. Im Frühjahr werden der grössere Teil der aus der Lehre tretenden jungen Kaufleute dieses Regiment ausgeschalteter Arbeitskräfte noch vergrössern. Wirklich nette Aussichten, dachte Gerber. Gegenüber seiner Familie liess er sich

nichts anmerken. Er zeigte sich im Gegenteil sehr zuversichtlich, obgleich er, wie die meisten in seinem Beruf, keine Unterstützung beziehen konnte. Es vergingen Wochen und Monate, wurde Frühling, Sommer, Herbst und wieder Winter. Gerber hatte keine Stelle gefunden. Was hatte er in diesem Jahre nicht schon alles erlebt ! Offerte um Offerte reichte er ein. Bei allen ihm bekannten Kollegen und Geschäftsfreunden klopfte er an. Mit Eifer stürzte er sich jeden Tag auf die Stelleninserate in der Tagespresse, studierte jede Woche das kaufmännische Fachblatt und die Meldungen der kaufmännischen Stellenvermittlung. Auf verschiedenen Stellenvermittlungsbureaus und den Arbeitsämtern von Stadt und Kanton war er angemeldet. Seinen Lebensabriss und den Text seiner verschiedenen Zeugnisse konnte er längst auswendig. Trotz Portobeilage erhielt er manchmal nicht einmal sein Lichtbild und die Zeugnisabschriften zurück. Bei einigen Firmen kam es wenigstens zu Besprechungen und näheren Unterhandlungen. Aber alles scheiterte immer wieder angesichts der immer stärker sich bemerkbar machenden Krise.

« Die Welt steht heute noch jedem tüchtigen Kaufmann offen », hatte der Direktor der Licht und Strahlen AG. gesagt. Gerber dachte oft an diese Worte. Auch er hatte früher an den Marschallstab in seinem Tornister geglaubt. Jetzt klang ihm dies alles wie leere Phrasen und wie ein Hohn in den Ohren. Zehn seiner besten Lebensjahre hatte er der Listra AG. geopfert und nun war er mit vierzig Jahren bereits zu alt, um noch arbeiten zu dürfen.

Am bittersten trafen ihn die Vorwürfe seiner Frau: « Warum hast du dich nicht beizeiten nach einer Staatsstelle umgesehen ? Dort wärest du niemals arbeitslos geworden, und für das Alter brauchten wir nicht zu sorgen. Hätte ich nie geheiratet und dazu noch einen Kaufmann, die sind heute alle am traurigsten daran!»

Aus der Betonung, wie Frau Gerber

Albert Reinhardt **Pinselzeichnung**

ihm das sagte, merkte er die Verachtung für seinen ihm immer noch lieben Beruf. Das brachte ihn oft in rasende Wut.

Nun zog die Not ein bei der Familie Gerber. Aussenstehende merkten zwar noch nichts davon. Längst hatten die Eheleute alles Entbehrliche zu Geld gemacht. Der ehemalige Prokurist staunte über die kaufmännische Gerissenheit der Trödler und Händler an der Hintergasse. Aber auch diese Quelle versiegte. Seit Jahren war Gottfried Gerber in einem hübschen Einfamilienhäuschen eingemietet. Das war immer sein Steckenpferd gewesen, der Garten, die Aussicht, das « für sich sein ». Jetzt konnte er die Miete nicht mehr bezahlen. Eines Tages kam der Pfändungsbeamte ins Haus. Gerber glaubte vor Scham in den Boden zu versinken. Er konnte seine Lage nicht länger geheim halten. Frühere Freunde und Bekannte wichen ihm aus. Man übersah ihn geflissentlich auf der Strasse. Man mied die Familie, und es wurde still im Hause Gerbers. Gottfried glaubte vor

Ernst Morgenthaler — Bleistiftzeichnung

Ekel ersticken zu müssen. Es war ihm, als trüge er ein Kainszeichen auf der Stirn. Was, zum Teufel, hatte er denn eigentlich verbrochen ?

Niemand gab ihm Antwort auf diese Frage. Nur Frau Sorge richtete sich noch behaglicher ein in seinem Hause. Und sie hatte jetzt noch einen Komplizen mitgebracht, den Unfrieden. Zank und Streit waren nun bald an der Tagesordnung bei der Familie. Die 18jährige Ehe drohte auseinander zu gehen. Die Frau sprach von der Absicht, sich von Gerber scheiden zu lassen. Das brachte den Mann so in Wut, dass er seiner Frau mit Tätlichkeiten drohte. Als sein weinendes Kind laut aufschrie: « Nicht schlagen, Vati ! » da sank Gerber wie vom Schlage getroffen zusammen. So weit war es mit seiner Ehe gekommen !

Am nächsten Tage war seine Frau verschwunden. Draussen heulten Winterstürme die Melodie zu Gottfried Gerbers Tragödie. Als das Kind von der Schule heimkehrte, fragte es nach seiner Mutter; aber der Vater konnte seiner Gerta keine Antwort geben. Am späten Abend kehrte Frau Gerber zurück. Völlig durchnässt und müde setzte sie sich an den Tisch. Gerber hatte nicht den Mut, seine Frau nach ihrem Verbleib zu fragen.

« Von morgen an musst du den Haushalt selbst besorgen », sagte sie nach langem Schweigen. Schon wollte der Mann wieder auffahren, als die Frau fortfuhr: « Die Stelle einer Ablagehalterin war ausgeschrieben, da habe ich mich gemeldet und wurde heute geprüft und eingestellt. Der Lohn ist nicht gross, aber es ist besser als nichts. Es muss gehen – ich tat es für das Kind. »

Die letzten Worte schmerzten wieder wie ein Dolchstich; aber Gerber sagte nichts. Staunend betrachtete er seine Frau. Ihr Haar war auf den Seiten ergraut. Auf dem Gesicht lag ein herber, leidender Zug. Von der Nase zogen sich zwei tiefe Furchen gegen die Mundwinkel. War das noch seine einst so fröh-

liche Gerta ? Was hatte er aus seiner Frau gemacht ? Nein, es war nicht seine Schuld. Wenn es nur eine Schuld gäbe an seinem Unglück, dann wäre es noch tragbar, so aber nicht. Er hörte nicht mehr, was die Frau weiter erzählte. Schwer fiel sein Oberkörper auf den Tisch, und sein Leib zitterte und schüttelte sich unter heftigen Weinkrämpfen.

Mit Besen und Blocher

Für den ehemaligen Prokuristen begann ein neues Leben. Wenn seine Frau am Morgen ins Geschäft und das Kind zur Schule gegangen waren, sah man Gerber mit Besen und Blocher hantieren. Er machte die Betten, kehrte die Böden und musste auch in der Küche zugreifen. Frau Gerber hatte nur eine Stunde Mittagszeit, und das genügte gerade, um zu essen und wieder zu gehen. « Heiliger Bimbam, ist das eigentlich eine verkehrte Ordnung ! » wetterte Gerber im stillen. Laut sagte er nichts. Er gab sich im Gegenteil redlich Mühe, seine Hausarbeit so gut wie nur möglich zu verrichten. Nur jetzt sich keine Blösse geben, sonst war alles verspielt ! Beim Essen gab es manchmal heitere Episoden, die seine kleine Gerta recht diplomatisch ausnützte, um zwischen den Eltern wieder eine bessere Stimmung zu schaffen. Einmal hatte der Vater zuviel gesalzen, ein anderes Mal zu wenig. Von seiner Mutter hatte Gottfried ein Kochbuch geerbt. Er studierte darin fleissig die verschiedenen Rezepte, versuchte sich dann auch im Backen, Braten und Saucen machen. Dabei entwickelte er ein Talent, das selbst seiner Frau einige Achtung abzwang. « Jetzt kannst du schon ganz gut kochen », meinte sie einmal gut gelaunt. « Es ist zu spät, wenn man erst mit vierzig Jahren entdeckt, dass man hätte Koch werden sollen », meinte Gottfried trocken. Das Hauhaltungsgeld, welches bei dem kargen Lohne zur Verfügung stand, war äusserst bescheiden. Aber – in der Beschränkung zeigt sich oft der Meister – es hatten alle immer genug.

So gab es langsam so etwas wie eine zeitweise Aufheiterung am Ehehimmel der Familie Gerber. Die Ehegatten fingen an, einander wieder etwas besser zu verstehen. Das kümmerliche Dasein wurde überstrahlt durch den Sonnenschein, welchen das blühend heranwachsende Kind im Hause verbreitete. Gottfried Gerber aber, der ehemalige Prokurist und Kaufmann, hatte etwas gelernt, was er ohne diese Prüfung in seinem ganzen Leben nie begriffen hätte. Jetzt schaute er die Hausarbeit der Frau mit ganz andern Augen an als früher. Er war es gewohnt gewesen, wie so viele andere Männer auch, jeweilen seinen ganzen Geschäftsärger mit nach Hause zu schleppen. Die Frau, die nach seiner Ansicht zu Hause ja ewigen Sonntag hatte, musste wenigstens am Abend wissen, dass das Leben eines Mannes kein Pappenstiel ist. Dass es auch zu Hause allerlei Sorgen und Plagen geben könnte, davon hatte Gottfried keine blasse Ahnung gehabt. Jetzt war ihm ein Licht aufgegangen.

Von allen Hausarbeiten kam unserm Gottfried nichts so geisttötend und unangenehm vor wie das Geschirrwaschen. Er liess manchmal etwas zusammenkommen. Aber dann hatte er jedesmal das Gefühl, heute werde er mit der Geschirrwäscherei überhaupt nicht mehr fertig. Sehr nervös konnte Gerber werden, wenn seine Frau nicht rechtzeitig zum Essen kam. Das geschah fast immer gerade dann, wenn er speziell etwas Gutes oder Besonderes zusammengebräuselt hatte. Seine Freude daran und der Appetit waren jedesmal dahin, und er konnte sich mit dem besten Willen nicht enthalten, ein wenig zu schimpfen. Seine Frau nahm das aber jeweilen ziemlich kühl auf. « Gut, dass du es jetzt einsiehst, wie angenehm es für eine Frau ist, stundenlang mit dem Essen auf den Mann zu warten ! » Ja, ja, auch er war öfters zu spät oder gar nicht zum Essen gekommen, dachte Gottfried.

Es ging immer noch kümmerlich zu im

Hause Gerbers. Der Lohn seiner Frau betrug monatlich wenig mehr als 200 Franken. Damit kann eine Familie mit drei Köpfen nur ganz notdürftig leben. Das Einfamilienhaus musste gegen eine kleine bescheidene Mietwohnung gewechselt werden. Auch hier hatte Frau Gerta eine glückliche Hand. Von der luftigen Bergeshöhe am Rande der Stadt stieg sie gleich hinab in die Tiefe des Aaretals, an den rauschenden Strand. Das setzte nochmals einen schweren Auftritt zwischen den beiden Ehegatten ab. Frau Gerta blieb fest, und Gottfried unterzeichnete endlich den neuen Mietvertrag. Er hatte sich die Wohnung nie richtig angesehen, weil er überhaupt nichts davon wissen wollte. Als er am Umzugstag seine neue Wohnung zum erstenmal betrat, war er erstaunt. Drei schöne Zimmer in einem neuen, stillen Hause, mit allen neuzeitlichen Anforderungen, in nächster Nähe des Stadtzentrums und doch in freier Natur, am weiten, unverbaubaren, bewaldeten Aarestrand. Gottfried wusste wieder nichts mehr zu sagen, einzig das Rauschen der Aare empfand er störend. Frau Gerta meinte bloss: « Das Rauschen der Aare gleicht dem Rauschen des Lebens, du wirst dich noch an beides gewöhnen. »

Liebe und leide

Und wieder wurde es Sommer. Gottfried Gerber ist immer noch arbeitslos. Hin und wieder langt es zu einer kurzen Aushilfsarbeit. Schriftliche Heimarbeit brachte manchmal ein paar Batzen ein. Das monatliche Einkommen langte jeweilen knapp für den Mietzins und das Essen. Anschaffungen von Kleidern und Wäsche mussten auf das Allernotwendigste beschränkt werden. Ausgaben für geistige Bedürfnisse durfte man sich gar keine leisten, und selbst auf die kleinste Ausgabe für eine Erholung oder ein bescheidenes Vergnügen hatte man längst verzichten gelernt. Frau Gerber überwand die seelischen Qualen dieser Situation nur schwer. Verständnislos starrte sie ihren Mann an und zweifelte im ersten Augenblick an dessen klarem Verstand, als ihr dieser an einem der vergangenen prächtigen Sommer-Sonntagnachmittage erklärte: « Unsere Lage hat sich jetzt doch schon wesentlich gebessert. »

« So, so », fand sie nach einer ganzen Weile die Sprache wieder, « und dabei haben wir alle kaum etwas Rechtes anzuziehen, um uns am Sonntag auf der Strasse noch zeigen zu dürfen ! »

« Es ist trotzdem so », beharrte Gottfried. « Wir konnten seit unserer Umstellung uns über Wasser halten, ohne neue Schulden machen zu müssen. Durch den Verkauf überzähliger Möbelstücke konnten wir sogar noch frühere Verpflichtungen abtragen. Wir lernten uns nach der Decke strecken. Du frägst mich, ob denn ein solches Leben noch einen Sinn habe. Ja, trotz dem schweren Existenzkampf, welchen wir heute führen müssen, hat das Leben für uns beide noch Inhalt und Sinn. Du bist mit Recht stolz darauf, dass es dir gelungen ist, eine Betätigung zu finden, die es uns ermöglichte, unsere Existenz notdürftig wieder aufzubauen. Du hast es damals für das Kind getan. Heute weisst du, dass du es für deine Familie getan hast. Wir haben uns beide gründlich umstellen müssen. Wir lernten erkennen, dass nur durch festes Zusammenhalten und mutiges Zugreifen solche Schicksalsschläge überwunden werden. Unsere Ehe drohte auseinanderzugehen, weil wir den Glauben an uns selbst und das Vertrauen zueinander verloren hatten. Nicht feiges Zagen und klägliches Jammern, nicht Fluchen und Schimpfen helfen über die heutige Krise hinweg. Tausende kämpfen wie wir um ihre Existenz. In solchen Zeiten gibt es nur eines: Durchhalten ! In diesem natürlichen Selbsterhaltungstrieb liegt die Kraft zur Überwindung aller Hindernisse. Da wird man wieder bescheiden und erkennt den Sinn des Lebens: Liebe und leide ! »

H. W. Mützenberg